

Der freie

# Schweizer Arbeiter

Wochenblatt für Sozialgesinnte aller Stände.

Offizielles Organ der evangelisch-sozialen Arbeitervereine der deutschen Schweiz.

**Abonnementspreis:** Bei der Post fr. 1.— pro Vierteljahr, fr. 2.— pro Halbjahr, fr. 4.— pro Jahr, für Mitglieder von Arbeitervereinen, Plankonten- und christlichen Junglingsvereinen, wenn direkt bei der Expedition bestellt, die Hälfte.

**Redaktion:**  
Otto Vauterburg, Bern  
Münzrain 3. Telefon 2377.

**Insertionspreis:** Per 10spaltige Zeile 10 Cts. Bei Wiederholungen Rabatt. Man wende sich dafür an die Expedition: Buchdruckerei J. Fischer-Germann, Falkenberg 3a, Bern. Telefon 163.

## Letzte Nummer des 8. Jahrgangs.

### Ein Wort an die Leser.

Vor einem Jahr haben die Leser des Freien Schweizer Arbeiter durch ihr warmes Interesse und ihre freiwilligen Beiträge das Weitererscheinen des Blattes während eines neuen Jahrganges gesichert. Dieser Jahrgang geht nun seinem Ende zu und von neuem stellt sich für den Herausgeber und seine Mitarbeiter die Frage, ob wir weiterfahren sollen. Das nur vierzehntägige Erscheinen bis Neujahr 1915 hatte zur Folge, daß die Druckkosten sich entsprechend niedriger stellten, so daß der Rechnungsabluß mit nächstem Oktober voraussichtlich ein bedeutend geringeres Defizit ergeben wird, als in den Vorjahren. Soweit jetzt zu erkennen ist, wird von dem letzten Jahr durch die Leser beschafften Reservesfonds noch etwas für einen folgenden Jahrgang übrig bleiben. Falls einige Freunde auch dies Jahr wieder zu einem kleinen Beitrag willig wären, würde die Fortführung des Blattes für ein weiteres Jahr finanziell zu wagen sein, vielleicht müßte man sich dann wieder zeitweise mit 1-tägigem Erscheinen begnügen.

Dem Herausgeber persönlich aber macht noch ein anderer Umstand die Fortführung des Blattes etwas schwierig. Durch die warme Unterstützung des Leserkreises vor einem Jahr ist ihm die vermehrte Verantwortung auferlegt worden, daß er zu sorgen, daß das Blatt den gehegten Erwartungen auch wirklich entsprechen werde. Und nun, am Ende des Jahrgangs, muß er mit Beschränkung feststellen, daß er selber seit Ende Februar dazu rein nichts mehr beigetragen und für das Blatt keine Zeile mehr geschrieben hat. Freilich hat Herr Pfarrer Entenmeister die Redaktion in unermüdbarster und vorzüglicher Weise geführt, und es gebührt ihm dafür auch an dieser Stelle warmer Dank. Aber der Herausgeber fühlt sein eigenes Gewissen dadurch nur wenig entlastet. Ich habe auch den Eindruck, daß die Leser sich darüber verwundert und mit Recht eine Erklärung und Rechtfertigung erwarteten. Und ich ergreife diese Gelegenheit gerne, um mich auszusprechen.

Im Februar dieses Jahres beauftragte mich der schweizerische Bundesrat, gemäß einem gegenwärtigen Abkommen mit der französischen und deutschen Regierung, die deutschen Gefangenen in Frankreich als protestantischer Pfarrer zu besuchen, nachdem ein katholischer Freiburgerkollege schon am Vorjahre seine Besuchreise zu den französischen Gefangenen in Deutschland angetreten hatte. Im Mai ging dann noch ein katholischer Schweizergeistlicher nach Frankreich, und ein protestantischer nach Deutschland. Ich selber befand mich von Anfang März bis Ende Juli mit nur kurzen Unterbrechungen in Frankreich, und zwar fast

fortwährend auf der Reise. Es handelte sich nicht darum, sich als wirklicher Seelsorger für eine Anzahl Gefangenen-Depots eines größeren oder kleineren Bezirks irgendwo längere Zeit festzusetzen, sondern die französische Regierung wies mir der Reihe nach, zuerst die Bezirke der Bretagne, dann diejenigen von Südf Frankreich (Gegend von Bordeaux, Toulouse, Montpellier) an, in denen ich sämtliche Gefangenen-Depots und namentlich die zahlreichen, weit im Land herum zerstreuten Arbeitskommandos aufzusuchen hatte. Diese unständlichen und andauernden Reisen erforderten bei all den zahlreichen Verkehrserschwerungen, die der Krieg überall mit sich bringt, sehr viel Zeit. Damit hing eine ziemlich umfangreiche amtliche und private Korrespondenz zusammen. Die Erledigung der häuslichen Angelegenheiten, die mir mit großen Verpflichtungen und auf Umwegen zu meiner Kenntnis kamen, nahmen den Rest der verfügbaren Zeit in Anspruch.

Schon als ich den mir gewordenen Auftrag annahm, sah ich voraus, daß ich für den Freien Schweizer Arbeiter keine Zeit mehr verfügbar haben werde und war daher über das Anerbieten des Herrn Pfarrer Entenmeisters sehr dankbar. Die gemachten Erfahrungen haben dann die Erwartung mehr als bestätigt. In keinem Augenblick meiner Reise hätte ich die Rede davon sein können, irgendwelche Artikel zu schreiben. Die Leser zwar haben sicher von mir allerlei interessante Berichte erwartet über das, was ich in Frankreich und bei den Gefangenen sah und erlebte. Und dazu hätte ich ja in der Tat fast jede Woche mehr als genug Stoff zu einem Artikel gehabt, und vielleicht auch allerlei fähige oder gewiesene Hilfer dazu. Aber gerade derartige Mitteilungen irgendwelcher Art waren mir rundweg verwehrt, wenn ich nicht meine ganze Tätigkeit in Gefahr bringen wollte. Zurückhaltung und Discretion ist bei einer derartigen Aufgabe oberste Pflicht, und bleibt es bis zum Schluß. Selbst wenn ich je Zeit und Muße zum Artikel Schreiben gehabt hätte, was wie gesagt, tatsächlich nie der Fall war, lag die Sache so, daß ich über die Dinge, die mein ganzes Interesse beanspruchten und meine Gedanken erfüllen, nichts schreiben durfte, und daß mir andererseits die heimlichen Angelegenheiten, über welche ich ja unbedingt hätte schreiben dürfen, viel zu fern blieben. Schweizerische Zeitungen kamen mir fast keine in die Hände, und so fehlte mir der derartige Stoff völlig. Damit hoffe ich, vor den Lesern mein langes Entschweigen ausreichend erklärt und gerechtfertigt zu haben.

Seit Anfang August bin ich nun allerdings wieder in der Heimat, und zwar mit Sonne, das kann ich versichern! Aber zunächst gab es private Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und sodann war von Woche zu Woche ungewiß, ob und wann ich wieder nach Frankreich zurückreisen würde, um meine Aufgabe in neuen Bezirken wieder aufzunehmen. Und

bis zur Stunde ist diese Frage noch unentschieden. Demgemäß weiß ich auch gar nicht, ob ich mit dem neuen Jahrgang weiter wieder die Leitung des Blattes werde übernehmen können. Bleibe ich in der Schweiz, so wird das möglich sein, lehre ich nach Frankreich zurück, dann eben nicht.

Unleugbar bin ich Herrn Pfarrer Entenmeister zu Dank verpflichtet, daß er mir bereit erklärt hat, die Redaktionsarbeit zu übernehmen und solange weiter zu führen, bis ich in der endgültig in die Lage gesetzt bin, in der er zu übernehmen. Wenn die Leser dem Blatte treu bleiben, wie bisher, so kann also voraussichtlich der Freie Schweizer Arbeiter seinen Namen, seinen Jahrgang antreten. Wir werden wie vor allem, daß er einst werde übernehmen können, den erkrankten Vorleser dankbar begrüßen! Das wird dann eine Freude und ein Dankgebet zu Gott geben, um noch zu dem Ende des dreißigjährigen Krieges 1618 nie mehr! Und dabei möchten wir auch mitfeiern können!

Ich schreibe mit einem freundlichen Gruß an die Lesergemeinde und mit der Bitte, sie möchten noch einmal mit unserm Blatt der Nacht wagen!

Der Herausgeber: O. Vauterburg

## Die Vettagsausprachen im Kriegsjahr.

Am Sonntag vor dem Eidg. Dank-, Fast- und Vettag wird von den reformierten Konzilien eine Ansprache verlesen als Einladung zu einer würdigen Vettagsfeier. Dieser Anruf ist immer häufig vom Regierungsrat erlassen worden (Gottfried Keller hat z. B. mehrere geschrieben, heute sind es, soweit ich sehe, mit Ausnahme von Appenzell A. Rh. und Glarus, die Kirchenbehörden, denen diese Aufgabe zuwacht, meist nicht zum Schaden der Sache. Da und dort besteht die schöne Sitte, den Anruf öffentlich anzuschlagen (so im Kanton und zum Teil im St. Bern), was ja dem ursprünglichen Gedanken des Vettags gut entspricht. Es scheint aber, daß auch der Vettag immer mehr am Tag des Kirchenvolkes wird, so sehr auch mißbräuchlich in einzelnen Gebieten steht: „Heute tritt unter ganzes Volk vor Dich.“ Denn sind auch mehr Volksgenossen als gewöhnlich am Vettag in den Kirchen zu sehen, so ist doch die Mehrheit des Volkes draußen und unter ihnen sehr viele nicht nur dem Reibe nach, wir dürfen uns da keiner Selbsttäuschung hingeben. — Aber auch so sind doch noch Vettageansprachen und Vettagspredigten schätzenswerte Gelegenheiten den Christen im Volk den Mut zu stärken und die öffentliche Meinung gesundlich zu beeinflussen.

Offenbar sind diejenigen Vettagsansprachen die besten, in denen der Sprecher und die Behörde nicht von der Kanzel herab predigt, sondern da der Verfasser in stiller Sammlung vor Gott sich mit Schuld und Not des Volkes zusammenschließt und den Weg aus diesen heraus gewahrt und gebunden hat.

Den diesjährigen Petitionsanträgen merkt man allen den Ernst der Zeit besonders an. (Denen, die um die gütigenoffiziellen Befürwortung unserer rechtlichen Mitbürgerinnen bange ist, möge zum Trost dienen, daß gerade die welschen Anträge besonders häufig den Einheitsgedanken im Vaterland betonen.)

Einmütig sind alle im Dank, denn

„Daß unser kleines Land nicht hineingerissen wurde in diesen Sturm, das geht über unser Wissen und Verstehen und muß uns im Tiefsten bewegen, sonst sind wir die unbedarften, erbarmlichsten Menschen.“ (Zürich.)

Und edel will die Ansprache des aargauischen Kirchenrates diesen Dank zugleich weiten zum Wunsch über die Grenze hinaus:

„Zum zweiten Mal werden wir unsern eidgenössischen Beitrag in der Kriegszeit feiern. Sind wir nicht alle erschüttert von dieser Tatsache? Und soll die Grundempfindung an unsern vaterländischen Feiern nicht ein tiefes, das ganze Volk durchziehendes Mitgefühl für die vom Kriegstempel ergriffenen und von der Kriegsurie heimgesuchten Völker sein? Als ein kleines Glied in der großen Völkerrasse empfinden wir das große Unglück mit, das die uns befreundeten Völker getroffen hat. Und wenn wir am Vortag als Volk zusammentreten, so wollen wir vor allem dieser Empfindung Ausdruck verleihen.“

Ursache des Dankes sind nicht nur die Bewahrung vor dem Kriegsnutzen, die Erfolge unserer Behörden und die Zufuhr der unentbehrlichen Lebensbedürfnisse zu sichern, der gute Zustand der Truppen, sondern auch, daß uns vergönnt war, viel Leid zu lindern und so ein lebendiges Zeugnis für unsern Herrn und Erlöser abzulegen (Genf).

Auf den Dank folgt die Klage und Selbstanklage, daß wir der Güte Gottes so wenig und würdig erzeigen:

„Dunkle Schatten lagern auch über den Schweizergauen. Ein Geist des Mißtrauens und der Entfremdung schleicht durch die Reihen der Eidgenossen und ist schwer zu vertreiben. Dazu kommt, daß unzählige zu Stadt und Land durch diese gewaltige Zeit nicht ernster, nicht tiefer, nicht gerechter und selbstloser geworden sind. Es ist nichts, rein gar nichts anders geworden in ihrem Leben. Während in den kriegsführenden Ländern Tausende ihren Gott und ihre Seele gefunden haben, stehen bei uns so viele immer noch auf dem hohlen Grund eines gottentfremdeten Lebens, Hohe und Niedere, Reiche und Arme. So wird uns diese Zeit erst recht zum Gericht.“

Wenn wir nicht ernster werden, wenn nicht ein ganz neues Verantwortungsgefühl unter uns hervorbricht, gehen wir trotz der Verschönerung durch den Krieg den größten Gefahren entgegen“ (Zürich).

Diese Zeit muß eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit bringen, auf den Krieg soll der wahre Friede folgen, worüber die Aargauer Ansprache trefflich sagt:

„Aber je länger der Krieg dauert, desto ernster müssen wir uns fragen: haben wir auch vom Krieg gelernt, was er uns lehren soll? Größer als das Unglück des Krieges selbst wäre das andere, wenn die Völker Europas und wir mit ihnen vom Kriege nichts lernten. Neben den militärischen, den finanzpolitischen und den nationalökonomischen Kriegslehren gibt es noch andere, die viel tiefer reichen und viel höher hinauf weisen. Eine der klarsten Offenbarungen des Krieges ist die, daß das Reich Gottes noch weit davon entfernt ist, die Herzen der Menschen und der Völker zu besitzen. Denn „das Reich Gottes ist Gerechtigkeit und Friede und Freude im heiligen Geist“. Wohl zweifeln wir nicht, daß der heilige Geist in manchen Herzen, auch in Kriegerherzen, seine heiligende, tröstende, stärkende Wirkung entfaltet. Aber da heute Ungerechtigkeit, Krieg und Trauer riesengroß vor uns stehen, statt Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist, so ist es offenbar, daß zahllose Herzen sich dem Reich Gottes verschlossen hatten, und daß es nur in Unvollkommenheit, aber nicht in Kraft und Vollendung unter uns vorhanden ist. Wenn wir auch selber keinen Krieg führen, so haben wir doch allen Grund, mit den andern Völkern und unter

diese Erkenntnis zu beugen. Das soll am Vortag unser höchster Gedanke sein!

Allgemein ist auch in unserm Lande die Sehnsucht nach Frieden. Aber wenn wir den Frieden wollen, so müssen wir auch den Weg des Friedens kennen und gehen. Und der Weg des Friedens besteht darin, daß wir von ganzem Herzen und mit aller Entschiedenheit das Reich Gottes suchen. So wird jene wichtige Mahnung Jesu von neuem lebendig: Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles andere zufallen. Alles andere — auch der Friede! Der Weltfriede und der Friede im Kleinen: der Friede in den Häusern und in den Herzen; der Friede zwischen den Parteien und zwischen den Erwerbsgruppen — er kommt von selbst dadurch, daß das Reich Gottes kommt. So können wir bei aller kriegerischen Verwirrung und beim kraftvollsten Willen, unser teures irdisches Vaterland zu verteidigen, doch Friedensmenschen sein, und für das Ewige Gut des Friedens wirken, indem wir das Reich Gottes suchen und als Gabe Gottes in unserm Innern empfangen.

Last in diesem Jahre die Festzeit und ihre Verkündigung nicht an Euch vorbeirutschen, liebe Mitbürger! Wir wollen uns von neuem und im tiefsten Herzen Gott, unserm Vater in Jesu Christo, anschließen; wir wollen lernen, in allen Stücken nach seinem Willen zu leben: denn darin zeigt sich die Zugehörigkeit zum Reich Gottes. Und wir wollen stehen mit aller Kraft, daß der Gott, der durch unsern Herrn Jesum Christum sein Reich auf Erden gegründet hat, es neu gründe in vielen Menschen unserer Zeit. Dann werden wir auch die Segnungen des Gottesreiches erfahren.“ —

So hat es dies Jahr nicht gelehrt an tiefgehenden eindringenden Mahnungen und herzlichen Witten — und nun tie jeder das Seine, daß dieser denkwürdige Vortag seine gute Saat nicht umsonst ausgestreut habe! S.

## Unscharf.

Ueber das Erbschaftsamt in Dittikon ist all diese Wochen eine rege Diskussion in Fachkreisen und in der weiteren Öffentlichkeit ergangen, und das Resultat ist etwa dieses: Die Hauptschuld trägt nicht der Stationschef, sondern die Kreisdirektion, die eine geradezu „ungeheuerliche“, „unfassliche“ (Zürcher Post) Stellvertreterin seit Jahren befehlet sich. Im „Berner Tagblatt“ sagt ein Sachverständiger darüber: „Der gesamte Verkehr hat in den letzten Jahren ganz gewaltig zugenommen, aber die Anlage ist noch die nämliche wie vor 20 Jahren. Schon längst hätte die Station Dittikon umgebaut werden sollen, aber die Kreisdirektion A hat es stets verstanden den Umbau hinauszuschieben und jetzt hat sie allerdings das zweifelhafte Verdienst, die Baukosten seit vielen Jahren erspart zu haben. Wohl signierte seit Jahren auf dem Baubudget große Summen für den Umbau dasselbst, aber diese Posten dienten nur zur Dekoration.“ Der Sachverständige schließt seinen Artikel:

Man wird auf obige Darstellung jedenfalls fragen: Ja, haben wir denn keine Kontrolle durch das Eisenbahndepartement als Aufsichtsbehörde? Und da möchte ich einwenden, daß eine Kontrolle zwar vorhanden ist, aber diese ist so ziemlich machtlos, denn die Bundesbahnen sind stärker als die Aufsichtsbeamten des Departements. Es hat bei jedem Anlauf noch immer die Erwartung der S. N. A. gegolten. Man entferne also zuerst die leitenden Kreisdirektionen und lasse durch die unabhängigen Organe des Eisenbahndepartements eine bessere Kontrolle ausüben. Es will aber scheinen, die schon längst verordnete Reorganisation der Bundesbahnenverwaltung werde nicht so bald kommen, denn sie ist eben auch eine politische Frage, zumal sämtliche vorangegangenen Mitglieder der Generaldirektion und der Kreisdirektionen der radikal-demokratischen Partei angehören und diese will man aus naheliegenden Gründen nicht aus dem Sattel heben. Da muß schon eine Initiative aus dem Volke kommen: es werden sich auch so noch acme Widerstände einstellen Sapien! sat!

Eine Illustration an der verletzten Sparten der Bundesbahnen, die in diesem Fall Menschenleben

vernichtet, Menschenglück zerstört und speziell das Vergnügen des Reisens beraubt, die beachtliche, gibt ein Artikel in No. 37 der „Eisenbahnzeitung“, der von einer Reise des Kreisbahnrates H. vom 1. Sep. 1916 berichtet.

Die Herren kamen gegen 12 Uhr in der ersten an und konnten schon um 3 Uhr wieder wegfahren. Sämtlich von diesen drei Stunden das Mittagessen beanspruchte wurde, obwohl wir unserer Kenntnis. Es lagen folgende überaus wichtige Verhandlungsgegenstände vor:

1. Genehmigung des Protokolls der letzten Sitzung.
2. Quartalsbericht der Kreisdirektion.
3. Budget pro 1916 zu dem der Rat abzugeben nichts zu sagen hat, denn das macht die Generaldirektion so wie es ihr vorkommt.

Diese „Tagesleistung“, mit der die Kreisberechnung des Kreisbahnrates wohl genügend bewiesen ist, löst die S. N. A. bloß die Kleinigkeit von ca. 700 Franken.

## Von den Propheten Israels.

(Das Christentum und die soziale Mission.)

Von H. Naichenhuf.

6. (Fortsetzung.)

Die Krisis und die Sendung zur individuellen Frömmigkeit.

Die Mäandrität und Menschlichkeit der Propheten und diese Kraft des Wachstums, die unsere Begeisterung erregen, waren der unerschöpfende Weiserzigt ihrer religiösen Interessen und ihres Glaubens zuzuschreiben. Die ganze Welt war Gottes Feld, alle Angelegenheiten des Volkes waren Angelegenheiten der Religion. Jedes große Ereignis in der Geschichte war ein neuer Beitrag für ihre Theologie.

Diese Gestalt der Religion wurde vernichtet, als das nationale Leben selbst durch fremde Eroberer zerstört wurde. Die Nation war der Gegenstand der Prophanie geworden und jetzt war die Nation als solche erloschen. Wie konnten die Propheten noch länger der nationalen Gerechtigkeit das Wort reden, wenn das Volk nicht mehr die Möglichkeit hatte, in Freiheit gerecht zu sein? Politische Agitation im Volke hätte unter einem eifersüchtigen fremden Herrscher revolutionäre Agitation bedeutet, und wäre nie geduldet worden. So kam es, daß alle religiöse Leidenschaft, die ehemals in soziale und politische Mächte hineinfiel, erlosch und zurückgedrängt wurde. Weber und fromme Anbacht des Einzelnen oder in Versammlungen von Frommen war die einzige mögliche Nahrung des religiösen Gemüts. Die religiöse Geschichte und der zeremonielle Gottesdienst Israels waren das einzige Band nationaler Einheit, das Bestand hatte.

Zu Jeremia vollzog sich die Wendung nach der individuellen Frömmigkeit hin. Rings um ihn her brach die Nation zusammen. Seine prophetische Tätigkeit hatte sich erschlagen, das Volk weigerte sich seine Worte als die Worte Jehovas anzunehmen. Aber er vernahm die eindringliche innere Stimme Gottes und das Bewußtsein dieser seiner persönlichen Vereinigung mit dem Herrn war seine Stütze und sein Trost. Eben durch seinen Mißerfolg und seine Leiden entwickelte sich zwischen der Seele des Propheten und seinem Gott eine zarte, persönliche Beziehung. Andere ausgewählte Weiser fanden sich in der selben Lage. Der Einfluß der Schriften Jeremias wuchs in anderen jene persönliche Frömmigkeit, die das Resultat seiner eigenen Erfahrung gewesen war: denn die religiöse Erfahrung besitzt eine unerlöschliche Fähigkeit ihre Art weiter zu pflanzen und sie immer wieder neu hervorzubringen. Ein Beweis hierfür sind die Bekenntnisse des Augustin und der Mystik eines Bernhard von Clairvaux. Jehova war der Gott der Nation gewesen und des einzelnen Menschen insofern er zur Nation gehörte. Nun die Nation untergegangen war, streckten die Gottesfürchtigen und Demütigen in ihren Leiden und ihrer Vereinsamung die Gotteshand nach ihm aus und empfanden seine Nähe in persönlicher Liebesbeweisen und innerem Wohlgefallen. So

nichts so abgesehen hat, wie die vielfach angetroffenen elenden Vetter und dann noch die unheimlichen Schlafstube mit ihrer Stille, in den Herbergen zur Heimat mit ihren sogenannten christlichen Konsolidierungen\* nur in den Verschönerungen gleich genügt. Anderen Reisenden mag es in solchen schmahligen Vöden recht wohl gewesen sein, wie dem Schreier, das sich bekanntlich nur behaglich und mollig fühlte, wenn es sich im großen Schinnge wälzen kann. Aus solchen unangenehmen Räumen hat man sich dann lieber wieder geschlichen und in Wartes freier Natur ein schönes Kuckuckslager ausgemacht, gleich dem Erparter Jakob, dem auf der Fahrt nach Kiewolamien ja auch keine komfortable Herberge zur Entschleunigung stand.

Der Landstreicher oder Vagabund wird auf der Landstraße bald erkannt an seinem lumpigen Gewand, er trägt die Trümmer seiner Habe gewöhnlich in einem Rucksack, nicht wie die ehrenwerten Gejellen, die ihre Siebenjahren fast durchwegs in einem Rucksack nachtragen. Es kam ja noch gesagt werden, daß es natürlich auch vornehm gekleidete Vagabunden gibt, die aber dann schon mehr zu den geriebenen Bauern gezählt werden können, und sich in besseren Gesellschaftstreifen bewegen, von denen wir hier aber nicht reden. — Ganz komische Kerls findet man unter diesen jahrenden Brüdern; den einen ist es im Leben zu eng, nirgends auf der Erde können sie sich heimisch und nirgends können sie sich festsetzen. In ihrem Innern lebt das brennende Verlangen nach etwas Neuem. Andere finden keine Hosen nach Geschmack; werden sie von wohlküriger Seite wieder einmal ordentlich eingekleidet, dann gehen sie hin und reihen oder schneiden ein Stück ab Hosen oder Grad, die Knöpfe werden ebenfalls entfernt und dafür Schnüre angebracht; ein sonderbarer Geschmack ist den Subjekten eigen, die nur eine zerfetzte und zerlumpte „Alte“ an ihrem Leibe sehen und leiden können, aber in dieser Erscheinung erregen sie bei den Leuten stets Mitleid. Alle Achtung vor sich und die Fähigkeit der Selbstverteilung ist diesen Sorten verloren gegangen.

Der Urheber und entsehlische Verderber dieser Existenz ist fast bei allen der Dämon Alkohol. Von Ort zu Ort führt sie die Hand des Schicksals, je weiter der Weg geht, umso tiefer kommen sie hinein in das Land der Sünde. Nichts bleibt den Vernachlässigten erspart: in den tiefsten Schmutz müssen sie hinabsinken, das entsehlische Elend legt sich erdrückend auf sie, idel alles, was noch an Gutem und Edlem in ihnen gewesen und läßt sie endlich selbst zu Grunde gehen.

Die bisherigen Beobachtungen und Erfahrungen von dem Wandern habe ich im Sommer gemacht. Welches Bild die wandernde Bevölkerung im Winter zeigt, das kann ich aus eigener Anschauung nicht beschreiben, weil ich in der glücklichen Lage war, dann nicht auf der Landstraße zu sein. Aber soviel weiß ich aus dem Verkehr in den Herbergen und Verkehrslokalen, dahin es mich auch nach der „Walze“ stets als fühlender Genosse der Wandernden zog, daß die Landstraße in den Wintermonaten von wanderndem Volke viel mehr belaufen wird, als im Sommer, und demgemäß werden auch die Herbergen in größerer Nähe in Anspruch genommen. Auf den Winter wachen immer ein großer Teil der Arbeitslosen in die Großstädte, wo Warmhallen und Asyle den Obdachlosen zur Verfügung stehen — solche soziale Einrichtungen fehlen meines Wissens in den Schweizer Städten. Trotz diesem Zubrang in die großen Städte weisen auch die kleinstädtischen und ländlichen Herbergen und Verkehrslokale im Winter mehr Schlafplätze auf, als im Sommer. Die Ursache dieser Vermehrung der wandernden Bevölkerung im Winter ist wohl die erhöhte unverschuldete Arbeitslosigkeit — die ständige Begleiterin unserer Zeit — es ist eine besondere Art der erwerbslosen Zeit, die sogenannte Saison-Arbeitslosigkeit, von der namentlich das Baugewerbe betroffen wird. Der rasche Zubang der Bevölkerung in die Städte

hat die Kantanten mächtig angeregt und entwickelt und ein Heer von Arbeitern geschaffen, das besonders im Winter und in Zeiten geringer Bautätigkeit beim allgemeinen wirtschaftlichen Rückgang zeitweise wieder zu einem Heer von Arbeitslosen wird. Zur gleichen Zeit finden wir auch landwirtschaftliche Kräfte, Stuerche und Tagelöhner, sehr zahlreich ohne Arbeit; solange eben die landwirtschaftlichen Arbeiten ruhen. Weitere Betriebe müssen ebenso fast den ganzen Winter hindurch feiern, so vor allem in der Holzwaren- und Holzindustrie, sowie in den Geschäften, die auf Weihnachtsarbeiten. Statt einem gedeckten Weihnachtstisch wird vielen Arbeiterinnen und Arbeitern der Müdigkeitstisch zuteil.

Die Wirkungen dieser Beschäftigungslosen Zeit auf die von ihr Betroffenen und ihre Familien sind indirekt auf die Allgemeinheit unheilvoll. Die nächste Folge ist Entbehrung, Mangel und Not; der Arbeitslose, wenn er keiner Organisation angehört, verfällt mit seiner Familie der Armenunterstützung oder der privaten Wohltätigkeit, von denen beide Institute so viel demütigendes an sich haben und ihre Gaben manchmal so widerspruchsvoll aussteilen, daß eine ordentliche Portion Danksagung und Kriecherei dazu gehört, um das Wohlwollen zu gewinnen. Diese Wohlthatigkeit bedeutet ja auch nur einen Tropfen Wasser auf einen heißen Stein und erheischt nur insoweit Interesse, als aus ihren Leistungen heraus das Maß von menschlichem Elend zu schlußfolgern ist, gegen das Staat und Gesellschaft vergeblich und mit ganz unzureichenden Mitteln anzukämpfen versuchen. Mit Recht tönt es aus den Herzen der Armen:

Ihr führt ins Leben uns hinein,  
Ihr laßt den Armen schuldig werden,  
Dann überlastet ihr ihn der Pein,  
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Für die 35- bis 40-jährigen Familienväter wird eine erwerbslose Periode in unserem zwanzigsten Jahrhundert doppelt schwer, da sie bei einem wirtschaftlichen Aufschwunge ja dann wieder Arbeit finden. Viele Männer werden von Fabrikator zu Fabrikator getrieben, überall wird ihnen achselzuckend und bedauernd entgegengetreten: „Du alt“, Worte, die zwar stillschweigend in der Arbeiterwelt geflüstert sind, aber jetzt in der Kriegszeit wieder mehr gehört werden. Diese Abweisung wird von privaten wie kommunalen Unternehmungen praktiziert; aber für die Anforderungen der immer noch tobenden Kriegeklänge in Wind und Wetter haben sich nun die „wirtschaftlich unbrauchbaren“ Männer wieder tauglich erwiesen. Diese rücksichtslose amerikanische Anstalt geißelt der bekannte Proletariatsdichter Martin Drescher vorzüglich in folgendem Gedicht:

Tausend Mann auf die Straße geschmissen!  
Tausend Arbeiter brotlos gemacht!  
Da eine Krise eingestrichen?  
Gibt die Tausend aus Streiten gedacht?  
Nichts von Altem! Ihr Brot erraffen  
Wollten sie eheulich, wie klein das Gehalt,  
Aber sie sind zu alt zum Schaffen;  
Mit fünfundsiebzig Jahren zu alt!

Freilich mich dünkt, es nährte mich Wunder:  
Wie hier die Arbeit am Arbeiter hängt,  
Wäre' er schon vorher kraftlos wie Wunder,  
Wäre' er mit dreißig bereits verbraucht.  
Doch jene Tausend — es tönt kein Klagen  
Reber ihr Nichtstun höhnisch und schritt:  
Einiger Grund sie davonzulassen  
Da daß man Jüngere haben will.

Tragt ihr: Was soll aus den Tausend werden?  
Denkt, was geht das die Unternehmer an!  
Deshalb jeder sich selber auf Erden,  
So gut oder schlecht er eben kann.  
Wären die einen ins Judentum wandern!  
— War kein so starker Aufenthalt —  
Wären bettelnd stöhnen die Andern:  
Mit fünfundsiebzig Jahren zu alt!

Jüngere und noch ledige Erwerbslose werden, wenn sie sich nicht in Schulden verstricken wollen, andere Plätze ansuchen, wo sie vielleicht noch gebraucht werden können. Da aber zahlreiche junge Arbeitslose nicht nur von einer Stelle, sondern von allen Industrie- und Arbeitsstätten gleichmäßig abgewiesen werden, wird ein großer Teil von der Armut ge-

pact und gerat ins Wandern, ihre erste Flucht auf der Landstraße suchend, von wo sie schließlich ins sogenannte Lumpenparadies, von dem nur noch ein Schatten Vaganten- und Verdrachertum geht, in die dann mit Schrecken untergehen.

Wie aber leben die Arbeitslosen in der Winter draußen? Nur wenige verdienen das Leid wohlthätiger Menschen so zu erregen, daß sie immer fast sind und vielleicht ihre Schicksale gefüllt ist: die soliden Arbeiter werden sich an die in Deutschland neu eingeführten Arbeiterkolonien oder meiden sich in den Verpflegungssituationen, die mittellose, arbeitsfähigen und arbeitssuchenden Wanderern gegen geleistete mehrstündige Arbeit, die im Straßengeldern, Holzspalten oder Steinlopfen unter Aufsicht bezieht, Kost und Nachtlager bieten und so wenigstens vor größter Not schützen. Diejenigen aber, die auch dieses Armeninstitut meiden, setzen sich in die durch sie nicht verhüngern oder erstickern — leben einfach jämmerlich — wie es in den letzten Wintern vielen ergangen ist, die durch die lange Arbeitslosigkeit erstickt- und heimatlos geworden sind. Wer will einen Stein auf sie werfen, wenn sie in ihrem Jammer zur Schnapsflasche greifen und dann verderben und sterben?

Einer großen Masse ist in solchen miserablen wirtschaftlichen Verhältnissen ein Ausfliegen unmöglich geworden, eine angenehme Zukunft versperret, sie können ihres Lebens nie froh werden. Erst einer neuen, besseren Wirtschaftsordnung wird es vorbehalten bleiben, mit all den entsehlischen Tatsachen anzuräumen. In unserem kleinen Lande wenigstens, sollten wir es so haben können, wie es das Alte Testament schon verheißt: „Es soll kein Bettler unter euch sein.“ M.H.

## Aus den Vereinen.

**Sektion Bern.** Die Sitzung am 20. September war gut besucht. Die Behandlung der Trauben löste eine rege Diskussion aus. Es wurden einige nächstliegende Programmpunkte festgelegt, als wichtigstes das ernsthafte Aufheben eines Handels zwischen Arbeitersekretariats für die christlich gestimmte Arbeiterkassette.

Für Herrn Nationalrat Jaeggi, Redaktor der schweizerischen Konsumzeitung wurde ein Zutrittsgewinn gegenüber den maßlosen Angriffen der sozialdemokratischen Presse beschlossen.

Zur Gemeindeabstimmung über die Subventionen für die Volkshaus und Bürgerhaus wurde Freigabe der Stimme beschlossen. Solange Unternehmen von christlichen und philanthropischen Gesellschaften systematisch nicht subventioniert werden, hat die christlich gestimmte Arbeiterkassette keinen Anlaß, sich mit aller Anstrengung für andere ins Zeug zu legen. A.R.

Unser großes Lager ist trotz Mangel an Schuwaren vollständig assortiert. Bitte verlangen Sie unsern Gratis-Katalog.

Hud. Strit & Söhne  
Leipzig.

\* Die Verb. Doch nicht überall!



wurden die Todesqualen des nationalen Lebens zu den Geburtswehen des veränderten religiösen Lebens.

Dies war ein wunderbarer Triumph der Religion, ein Beweis von der unerschütterlichen Bedeutung des religiösen Lebens, von der tiefen Bedeutung für die Religion der Zukunft und für die ganze Menschheit. Die tiefsten Stellen des Menschseins kamen aus der Tiefe, wie es dem Menschen klar wurde, daß er vornehmlich dem Gott geliebt sei und daß er nur seine Seligheit erringen konnte, nicht nur als Mitglied seines Volkes, sondern als Individuum, kraft seines Menschseins.

Die Tatsache hat auf diejenigen, welche die Geschichte des hebräischen Volkes studierten, einen solchen Eindruck gemacht, daß sie annahmen, diese Wendung in der Religion sei ein neuer Gewinn. Sie sagten: der Wau der Religion in der Seele des Einzelnen konnte nun selbständig dastehen, und das Verfügen der politischen und sozialen Religion konnte abgegeben werden, seine Stützen brauchte man nicht mehr. Man nimmt an, daß Jeremia und seine Nachfolger erkannten, daß die äußere Mauer, mit Hilfe derer man ideale Gottes Herrschaft verwirklichen wollte, schliefgeschlagen hatten und daß sie nunmehr beraubten, wie eine neue Vereinigung wiedergeborener Seelen zu bewerkstelligen sei. Sie wandten der jüdischen Nation den Rücken und schufen die jüdische Kirche.

Das scheint mir eine irreführende Konzeption der geschichtlichen Lage zu sein. Trotzdem es wahr ist, daß das Streben der Religion nach Vergeistigung dieselbe gewiß persönlicher machte, sollte doch jede neue religiöse Stufe alles beibehalten, was auf der alten wahr und gut gewesen ist. Wenn der religiöse Wert des Individuums entdeckt wurde, weshalb sollte danach der religiöse Wert des Gemeinwesens vergessen werden? Tatsache ist, daß diese Beschränkung des religiösen Lebens auf den Einzelnen kein, aus freier Wahl getroffener, wohlüberlegter Fortschritt für denselben bedeutete, sondern daß sie ihm durch die stürzende Notwendigkeit aufzuerlegen worden ist. Die Religion fand das weite Gebiet des nationalen Lebens verfallen, in feindlichen Besitz geraten, und so zog sie sich in die Vergeßten des individuellen Seelenlebens zurück. Gewiß bedeutet es einen Sieg des religiösen Glaubens, wenn ein Mensch, der sein Leben lang ein Krüppel, bei völliger Leistungsfähigkeit, in hoffnungslosem Zustand voller Schmerzen auf dem Siechbett zu liegen verurteilt ist, trotz allem seinen Glauben an Gott unverletzt bewahren kann, ja wenn sich in seine Seele sogar ein solches Vertrauen auf Gott, der ihn also geschlagen hat, einwurzelt, daß Andere an sein Bett eilen, um dort durch sein bloßes Dasein und seinen Anblick zum Glauben zu gelangen. Aber das ist nicht normale Religion. Religion ist die Weihe des ganzen Lebens und ihre Gesundheit spendenden Kräfte werden immer geschwächt, wenn man ihr den freien Zutritt zu gewissen Organen verweigert, die sie sich anzuweisen möchte. Die Wiederherstellung der Nation war selbst im Gril der leitende Wunsch der Propheten. Sie drängen auf persönliche Heiligung, nicht weil sie an das Ziel aller Religion, sondern weil sie hierin die Bedingung und Garantie zur nationalen Wiederherstellung erblickten. Persönliche Religion war ihnen vor allem das Mittel zum Zweck, und der Zweck war sozial.

Wir können die Bedeutung und den Wert der persönlichen Religion, die sich unter den abnormen Verhältnissen der Fremdherrschaft, ihrem nationalen Niedergang ausbildete, ihrem vollen Inhalte nach schätzen und dennoch offen bekennen, daß dieser Gewinn auch einen verhängnisvollen Verlust in sich barg, und daß eine unter abnormen Verhältnissen sich entwickelnde religiöse Gesinnung, selbst abnormale Entwicklung des religiösen Lebens und Lebens befähigt. Ezechiel, der während des Exils lebte, liefert den Beweis dafür, was die Trennung der politischen

und religiösen Interessen bewirkt. Auch er hegte übrigens immer noch die nationale Hoffnung. Am Schluß seines Buches bezieht er seine Vision von dem wieder erbauten und hergestellten Jerusalem. Die alten sozialen Überzeugungen leben noch immer in ihm, die gerechte Verteilung des Landes z. B. ist ihm wichtig. Und doch sind das politische Gemeinwesen und das Königtum bloße Schatten, die Erinnerung an sie geschwächt, und die Hoffnung, sie wieder zu erlangen, unbestimmt und farblos geworden. Andererseits steht die Gemeinschaft der Gläubigen mit den Priestern als Führern nunmehr deutlich im Vordergrund; die moralische und religiöse Betonung ist eine andere. Ihr Ideal einer Stadt war nicht so sehr eine Stadt, in welcher vor allem Gerechtigkeit herrschte, als eine Stadt des richtigen Gottesdiensts. Die älteren Propheten hatten die Sünden von Mensch gegen Mensch verdammt, insbesondere Ungerechtigkeit und Unterdrückung; Ezechiel hält sich dagegen bei der Sünde gegen Gott auf, insbesondere zielt er auf die Abgötterei. Nicht Gerechtigkeit, sondern Heiligkeit war erstes Erfordernis geworden, und Heiligkeit bedeutete der Hauptsache nach zeremonielle Korrektheit. Die rechtschaffene Nation wurde in eine heilige Kirche umgewandelt. Ezechiel war zum Propheten berufen, aber ein Priester von Geburt und Erziehung, und wenn man seinen literarischen Stil, die Art wie er das Leben ansieht, und seine geistige Kraft mit der der alten Propheten vergleicht, bekommt man dabei unwillkürlich das Gefühl, Jense eines religiösen Zerfalls zu sein. Das klassische Zeitalter war vorbei. Die Religion ward enger und schwächer geworden, sobald sie sich von den großen nationalen und humanen Interessen trennte und sich in eine geistliche und kirchliche Gemütsverfassung hineinzwängen lassen mußte.

Dieser Eindruck vertieft sich noch, wenn wir der kleinen Kolonie jüdischer Puritaner folgen, die, als sie in ihre Heimat zurückkehrten, unter Armut und Angst Dempel und Stadt wieder aufbauen. Wie haben sie noch Gelegenheit, herabzusehen, wie stark das religiöse mit dem weltlichen Leben, aus dem es sich entwickelt hat, verbunden ist. Es wäre ungerecht zu erwarten, daß das religiöse Leben, das sich in den geschlossenen Kreis um den wieder aufgebauten Altar des Herrn versammelte, dieselbe frische Ursprünglichkeit, denselben kraftvollen Geist besitzen sollte, die eine hoffnungsreiche, unabhängige Nation durchströmte. Aber ebenso unweise ist es, diesen Religionsstypus als eine höhere Entwicklung der Religion zu empfehlen.

Es war eine ernste solide Gemeinschaft geprüfter, ausdauernder, religiöser Menschen mit einem großen Übergewicht der Priester. Stimmenerregender Mut und Fähigkeit, heldenhafte Begeisterung, Zartgefühl, persönliche Frömmigkeit und eine Andacht, welche an Jubelstimm der besseren Zeiten weit übertrifft, charakterisierte sie, aber die ernste Stille dieser Religion hatte eine blasse, fahle Farbe. Sie war geistlich, klar, einsönig, ein Ding, das sich selbst genügt, ausgeschlossen von der Spontaneität und Natürlichkeit des großen Lebens. Die prophetische Stimme war verstummt, das prophetische Feuer erloschen. Die Schriftgelehrten saßen nun da, wo die Propheten gestanden hatten, und das heilige Buch trat an die Stelle des lebendigen Wortes. Das Drängen auf Heiligkeit ward nachdrücklicher als je, aber die Auffassung dessen, was „Heiligkeit“ bedeutet, war allmählich abgeschwächt. Die Propheten hatten die Religion erhöht, die Höhe der Sittlichkeit erhoben. Der auf die Höhe der Sittlichkeit hing der jüdischen Religion war nie wieder verloren, aber die zeremonielle Zutat durchdrang sie immer mehr und wurde als der nahezu wichtigste Bestandteil und wurde als der nahezu wichtigste Bestandteil der Heiligkeit betrachtet. Die Religion trug der Heiligkeit und ethisch, und wurde auf jene gesellschaftliche Ehrlichkeit für ihre Verlangung. Sie wurde allmählich von den Menschlichkeiten beherrscht, denen Jesus und Christus sich widersetzen. Es war dies ein ähnlicher Entwicklungsengang wie derjenige

des Christentums, als es sich von der Kirche gelöst und das Leben in der Welt der Kirche überwand. So ist das jüdische religiöse Leben, das in der jüdischen Periode, vor der Zeit der Exil, begründet worden ist, in der Exilperiode, in welcher die persönliche Religion geistigt wurde. Ihre Lehrer predigten keine Politik, sondern beschränkten sich lediglich auf Fragen der Anbetung Gottes und auf die Angelegenheiten der Religion. Fortgesetzt folgt

## Soziale Bilder aus dem Exil.

Von einem ehemaligen Handwerksburschen  
(Fortsetzung.)

Um nun (anbau und landab nicht) als die „Mitselbanten“ oder als „Bismarck“ zu erscheinen, befehlen sie sich mit der Reichstotette und dem Hardeobewech, um ihrem Neuen einen neuen Anstrich zu geben und so immer wieder als „Adele“ aufzutreten. Bald erscheinen die Gannern des glattirten, bald mit Vollbart oder Schnurrbart etc. in ihrem altbekannten Kundenkreis. Sie lächeln das Volk im Lande so geschickt wie der Schamwiler auf der Theaterbühne des Pufflums, der sich in verschiedenen Rollen bald als König, oder Jäger, oder Bauer, oder Bauer zeigt und gebietet. Der weniger schlauen und nicht so abenteuerlich veranlagten Landwirte, unter denen besonders die jüdischen Wanderer stark vertreten sind, durchziehen das Land mit einem Käuferartikel, den sie aber nur mitzuleben, um den öffentlichen Bettel intensiver zu betreiben und ihn damit zu verdrängen.

Es gibt Landwirte, die, wenn die Not gar zu stark auf ihnen lastet, sogar die Handwerksburschen auf der Straße um Unterstützung anfragen, auch in den Verkehrsstellen wurde man von armen Leuten um ein Almosen angesprochen. Viele „Waldbrüder“ in ihrer Kunst glaubten seit in jedem allding gekleideten Handwerksburschen ein ganzes Haus gefunden zu haben, an der jeder einen könne. Wenn es irgendein möglich ist, werde seinem armen Verdienste ein kleines Gebet nie verliert, es heißt ja nicht umsonst.

Nicht an des Reichthums Thronen  
Wenn du reichlich bist, ist Not  
Man heißt dich gehn mit dem  
Und reichst dir nicht ein Stückchen Brot  
Geh' hin zu deinem armen Bruder  
Ist er auch nicht ein kleiner Christ,  
Wird er doch alles mit dir teilen.  
Weil er selbst weiß, was Hunger ist.

Unter den gewöhnlichen „Armen“ war man sich schon weniger gewöhnt, daß Almosen verlangt wurden. Man verkehrte auch schon intimer mit den Menschen aller Art, und bei den vielen Kreuzungen mit solchen auf der Straße wurde fast immer eine kurze Aushilfe gemacht, die stets verbunden war mit launigen Plaudereien. Die Ausfälle wurden abgenommen, vielleicht vielmehr, um sich nach einem Vordrängen umzuwenden, der gewöhnlich in trockenem Brote bestand, das der hungrige Handwerksbursche mit eben so großer Begierde verzehrte, wie die Herren und Damen ihr Dinner an einer reich besetzten Tafel, wo sieben und mehr Personen aufgestellt wurden. Der Magen des wandernden Verrückten muß sich wenigstens nach meinen Erfahrungen in der Saison mit Wut und Gier zuweilen geben, und das ohne daß man Verhöhnung oder Zurückstoß zu erleben gehabt hätte. Es kommt bei dieser einfachen Nahrung auch nicht vor, wie z. B. bei vielen Leuten in „gelehrten“ Kreisen, daß der Magen durch die Vielerei fast zu einer Saure wird, deren darin sich bildende Gase fast für einen schmerzhaften Motor genügen würden.

Bei den geistlichen Zusammenkünften auf der Straße hatte man sich jedenfalls gemüht, die besten und billigsten Nachkommern anzuweisen und dabei nie vergessen, auf das dort vielleicht vorhandene Ungeziefer in den Betten aufmerksam zu machen. Ich darf hier auch gleich anführen, daß mich von all den niedrigen Erscheinungen auf der Wanderstraße